

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 6 (1916)
Heft: 22

Artikel: Kriegszeiterlebnisse aus Frankreich
Autor: Behrens, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637108>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sie suchte den gleichen Weg zu gehen, den sie gestern mit dem Doktor gemacht hatte. Sie glaubte auch, er sitze da vorn und lese in dem schönen goldenen Buche. Und sie wartete, daß er zu sprechen anfange. Aber er schwieg. Nur der Nachtwind hatte wunderliche Töne und die Ruder sangen. Und unter dem Rahn gurgelte das Wasser. Sibylle hielt inne und legte den wirren Kopf in beide Hände und hörte in ihrem Schmerze all die feinen sehnsüchtigen Stimmen. Ueberall rief es ihren Namen. Aber nicht er rief, sondern eine andere Welt rief und lodte.

Sibylle spürte nicht, wie ihre Tränen in einemfort über die Wangen rollten. Sie merkte auch nicht, daß der Wind sie nah ans Ufer trieb. Sie hatte nur Ohr für das fremde wohlthuende Wehen und Wispern der Nacht und sehnte sich nach Ruhe. Der Mond floh hinter eine Wolke. Nun war endloses Dunkel auf dem See. Da schaute die Sibylle mit großen wunden Augen auf. Der Kirschbaum des Geliebten duftete in der Nähe. Das ging so süß durch ihre franke Seele. Da müßte es schön sein, zu ruhen, dachte die Sibylle. Aber ganz still und weiß und ihn nicht mehr sehen. Denn die blauen Augen machen so traurig.

Langsam stand das schlante Mädchen auf. Und langsam ließ sie sich in die Flut gleiten, als wollte sie etwas Köstliches bis zur Reife genießen. Als der Mond wieder helle wurde, war der See still wie zuvor. Nur ein großer Ring glitzerte und breitete sich rasch aus, dem Ufer zu. Dort verging auch er.

Noch in derselben Nacht suchte die geängstete Mutter ihr Kind. Boote fuhren lärmend in die schweigame Nachtseele des Sees hinaus. Aber nach Stunden kehrten sie wieder zurück. Nichts hatten sie gefunden als den leeren Rahn.

Es ist ein sonderbarer Zufall, daß Doktor Reinmann die junge Leiche finden mußte. Er sah sie am andern Morgen, als er unter seinem Kirschbaume der Ruhe genießen wollte. Die Wellen hatten die tote Sibylle lieblich an den Strand gehoben. Das dunkle Haar hatte sich aufgelöst und die Bräune im Gesicht war verblühen. Im milden Strahle der Maitonne war das Antlitz wie feiner, kostbarer Marmor anzusehen. So lag das Mädchen friedlich in der träumenden Morgenfrühe, als ob sie dem Geliebten wartete.

Doktor Reinmann war tief erschüttert. Lange konnte er seinen Blick nicht von der Toten wenden, eine stille, unverstandene Kraft hielt ihn fest. Das kam von dem leisen Zug der Schmerzen, der um den blassen Mund lag, als müßte er der Welt das verborgene Martyrium einer reinen Mädchenseele offenbaren. „Davon wird niemand singen und sagen“, ging es Doktor Reinmann durch den Sinn. Er aber fühlte mit aller Macht die erschütternde Gewalt dieser stillen Tragödie, es war als ob der See weinte und der Kirschbaum am ganzen Leibe zitterte. Tausend Fragen stürzten auf ihn ein, tausend ungelöste Rätsel plagten ihn. Aber der Mund, der einzig hätte reden können, blieb stumm.

Er verriet dem Doktor nicht, daß die Sibylle Freitag um feinetwillen gestorben war.

Kriegszeitenerlebnisse aus Frankreich.

Von Ed. Behrens.

I.

Eine sachliche Betrachtung des bisherigen Kriegsverlaufes müßte zum Schluß kommen, daß das wichtigste Ereignis dieser Entwicklung die Schlacht an der Marne gewesen sei. Objektive deutsche Beobachter geben den französischen Behauptungen von der überragenden und entscheidenden Bedeutung jener gewaltigen Schlacht für den fernern Gang des Krieges Recht. Entscheidend waren die genannten Kämpfe vor allem dadurch, daß sie Deutschland um jenen schnellen Erfolg betrogen, welchen es, als notwendige Vorbedingung eines großen allgemeinen Sieges, gegen Frankreich zu erstreiten hoffte.

Die Verlängerung des Krieges auf unabsehbare Zeit hat ihren Ursprung in der Marne-Schlacht, denn diese Schlacht ist gleichsam das welthistorische Symbol für einen der großartigsten Vorgänge, welchen die Geschichte kennt: Für das unerwartete Erwachen des französischen Volkes zur lebendigen, tätigen Einheit nach jahrzehntelanger, durch ein steriles und zugleich betäubendes Regierungssystem scheinbar vollendeter Resignation. So wurde Frankreich die Seele der antideutschen Koalition; es hat den Krieg als der Einzige unter Deutschlands Widersachern dank einer eigentümlichen und bewundernswert geschlossenen Weltauffassung gewissermaßen auch vergeistigt.

Die Verteidigung Frankreichs ist vor allem Sache des Volkes, Erfolg einer gleichsam freiwilligen Gemeinschaftsarbeit geblieben. Darin liegt die Größe, die tragische Größe unserer Schwesterrepublik; denn ein bedeutender Teil dieser Gemeinschaftsarbeit, ein starkes Maß dieses sozialen Willens scheint umsonst verausgabt, weil hinter ihr der starke Staat, die Organisation, die Methode fehlt, welche leider nicht improvisiert, sondern wohl nur durch Erziehung von Generationen erworben werden kann.

Die Erlebnisse der Pariser in den ersten Kriegsmonaten hat leider kein Francisque Sarcey aufgezeichnet; was der alte Georges Dhnet in seinem geschwägigen „Journal d'un bourgeois de Paris pendant la guerre de 1914“ gibt, hält den Vergleich mit den sachlich wie menschlich so wertvollen Betrachtungen des berühmten Verfassers des „Siège de Paris“, der Geschichte der Pariser Belagerung im Siebzigerkrieg, in keiner Weise aus, obgleich selbst das spärliche Tatsachenmaterial noch bewirkt hatte, daß Dhnets Chronik schon von der dritten Lieferung an durch die Regierung der Deffentlichkeit entzogen wurde. Ein einsichtiger, skeptischer, für das Erfassen des Wesentlichen und des Gleichnishaften der Erscheinungen begabter Tagebuchschreiber hätte einen großartigen Stoff vorgefunden, denn vor der Ermordung des großen Sozialistenführers Saurès — sehr wahrscheinlich durch Agenten der russischen Kriegspartei — bis zur Rückkehr der Regierung aus Bordeaux muß die französische Hauptstadt oft ungeheuerliche Tage erlebt haben.

Es sei an die Zeit unmittelbar vor **R i e g s a u s b r u c h** erinnert. Am 31. Juli wird Saurès ermordet. Eine Revolte droht. Das furchtbare Wort: Verrat! geht um. Schon sind die Vorstädte der Zerstörungsgier des Böbels anheimgefallen. Ueberall werden Zweifel an der Schlagfertigkeit des Heeres laut. Hatte doch ein Mitglied der Regierungspartei — der Senator Humbert — noch Mitte Juli vor versammeltem Parlament an Hand eines reichen Materials behauptet und nachgewiesen, daß die Festungen an der Ostgrenze im Kriegsfall nicht standhalten könnten, die wichtigsten Korpsverbände an Munitionsmangel und ungenügender Ausrüstung litten und eine den modernen Bedürfnissen entsprechende schwere Artillerie überhaupt nicht vorhanden sei. Der Heeresleitung wurde kein Vertrauen entgegengebracht. Die Generale galten als die Schützlinge politischer Cliques, Vertreter der Freimaurer-Bünde — eine Schätzung, welche zum Teil auch stimmte. Das latente Mißtrauen des Volkes gegen die gering geachtete, sich in Kämpfen um persönliche Interessen aufreibende radikale Republik offenbarte sich ganz elementar. So geschah es, daß die Soldaten ohne Begeisterung, von bangen Ahnungen gepeinigt, in den endlosen Militärmärschen gegen Norden fuhren, wie Opfer zur Schlachtbank. Die Erinnerung an ihrer Väter und Großväter Schmach und Unglück, an 1870, die eingeborene Furcht vor den Söhnen der alten Sieger beengte und beschwerte sie.

Für die düstere Stimmung unter den Zurückgebliebenen sorgten die hervorragend ungeschickt hergestellten offiziellen Kriegsberichte, denn bald ward klar, daß die ersten Siegesmeldungen grober Täuschung entstammten. Hunderttausende von Flüchtlingen aus dem Norden verbreiteten die im Stillen zum Voraus gefürchtete Kunde vom alles niederwerfenden,

alles vor sich hingefegenden deutschen Ansturm. Es entstanden unbestimmte, später als Wirklichkeit erwiesene Schreckensgerüchte: Ein Armeekorps habe gemeutert; der kommandierende General und alle höhern Offiziere seien unverzüglich erschossen und die Truppen mit geladenen Batterien im Rücken wieder gegen den Feind getrieben worden. Sehr schwer bedrückte die Nachricht vom wiederverlorenen Müllhausen, welches General Joffre noch vor 24 Stunden in einer tönenden Proklamation für ewige Zeiten wieder mit Frankreich vereinigt hatte. Eines Morgens hieß es plötzlich: Die Regierung ist zurückgetreten, ein anderes Ministerium wird gebildet! Der erste offizielle Kriegsbericht der neuen Männer begann mit den Worten: „Unsere Verteidigungslinie liegt an der Somme . . .“ Also kaum 50 Kilometer von Paris entfernt! Einige Stunden später wurde der Einzug der Deutschen in Compiègne gemeldet, preußische Mäntel streiften den Fortgürtel von Paris! Den Schrecken ins Ungemessene steigend, gab die Regierung bekannt, sie werde binnen 24 Stunden mit dem Parlament nach Bordeaux übersiedeln.

„Rette sich wer kann, alles ist verloren! Die Deutschen werden allein Paris eine Milliarde Kriegskontribution auferlegen und sechshundert Geiseln verlangen, darunter den Präsidenten der Republik, die Vorsitzenden der Kammer und des Senats, die hauptsächlichsten Politiker, die Direktoren der großen Banken, die ersten Künstler, Schriftsteller, Schauspieler und Advokaten! Die Kriegsentuschädigung ist auf zwanzig Milliarden festgesetzt!“ Der Auszug der entsetzten Bevölkerung begann. Die Züge, welche nach Süden fahren sollten, wurden gestürmt. Der Zudrang der Flüchtlinge war so groß, daß ganze Familien vor den Fahrtartenschaltern und auf den Bahnsteigen übernachteten. Für eine Automobillfahrt nach einem der Südbahnhöfe wurden bis zu 200 Fr. bezahlt! Etwa anderthalb Millionen Pariser sind damals geflohen. Im Außenministerium wurde nur berichtet, Regierungskreise hätten in ihrer maßlosen Aufregung damals allen Ernstes erwogen, ob man Paris nicht eher zerstören wolle, statt es den Deutschen in die Hände fallen zu lassen. Denn ein intaktes Paris, so wurde berechnet, wäre für die Deutschen ein unschätzbares Pfand. Das Vorgehen der Eroberer dachte man sich so: Zuerst wird das Zentrum von Paris, mit der Kathedrale von Notre Dame, dem Louvre, dem Palais Royal und der Oper dem Erdboden gleichgemacht. Dann stellen die Deutschen die ersten Friedensbedingungen. Werden diese Bedingungen nicht erfüllt, so gehen Pantheon, Luxemburg-Palast und Invalidendom in Flammen auf. Das namenlose Entsetzen, das die systematische Vernichtung von Paris in Frankreich erregen mußte, würde die französische Regierung endlich zum Frieden auf Gnade und Ungnade drängen.

II.

Wer Paris seither besuchte, wird bezeugen können, daß sich die Stimmung von Grund aus verändert hat. Der erste Eindruck meines Aufenthaltes in Frankreich war der einer würdigen, fast unheimlichen Fassung und Ruhe. Wohl sind vor allem natürlich die Provinzler vielerorts bedrückt und wünschen den Frieden sehnsüchtig herbei, aber mir wenigstens kam niemand zu Gesicht, der einen Frieden ohne bestimmten Waffenerfolg, ohne Zurückwerfen der deutschen Heere zum mindesten aus Frankreich heraus befürwortet hätte. Daß diese Geistesverfassung weiter besteht, kann man Tag für Tag durch Schweizer, welche aus Frankreich zurückkehren, bestätigt finden.

Indessen, wie wenig ist diese Zeit mit dem Frankreich, wie wir es zu sehen gewohnt sind, vereinbar! Der Krieg liegt in der Entwicklungskurve Deutschlands, das ist zweifellos, er läßt sich als die höchste Steigerung der schon vorhandenen gewaltigen Energien doch einigermaßen organisch mit dem Leben der Nation verbinden; ja, es ließe sich er-

fahrungsgemäß behaupten, die eigentliche Lebenslust des preußisch-deutschen Staates sei der Kriegszustand. Im ausgewachsenen Frankreich ist solche Verbindung unmöglich. Erfüllung und Entwicklung — Frankreich und Deutschland. Vergleichend stoßen wir überall auf prinzipielle, spezifische Gegensätze. Hier Frankreich: Voll sicherer Form, in harmonisch geschlossenem Kreis und traditionsstolzer, sich selbst genügender Gegenwart, in der rein geistigen Domäne folgerichtig dem Absoluten, dem Abstrakten zugetan. (Nicht umsonst versteifen sich die Franzosen, nebenbei erwähnt, in abstrakter Verbissenheit auf ein absolutes Völkerrecht.) Dort Deutschland: In vollem Wachstum begriffen, chaotisch, unsicher, voller Möglichkeiten, aber in der Anerkennung biologischer, der Entwicklung entsprechender, nicht unbedingt verbindlicher Gesetze realistisch die Notwendigkeit, den wirklichen Zusammenhang erfassend und dadurch Gewaltiges leistend.

Nirgends wurde mir das Bewußtsein des Krieges so quälend wie in der französischen Landschaft, zum Beispiel im heitern Burgund, wo die friedlichsten und sympatischsten aller menschlichen Betätigungen, der Weinbau und der Weinhandel, so erfreulich gedeihen.

Pontarlier. Der Bummelzug nach Dijon, der burgundischen Hauptstadt, fährt peinlich fahrplanmäßig ab. Ich reise mit alten Bauern, Frauen und graubärtigen Soldaten. Dem Provinzler fehlt die tröstende, aufrüttelnde Suggestion der Weltstadt. Er empfindet den Krieg weit unmittelbarer, die Wirklichkeit bleibt ihm weniger verborgen. Die Leute sind schweigsam, bedrückt. Die bekümmerten Frauen fragen einander: „Hat er geschrieben, hast du Nachricht, hat man ihn gefunden?“ Schon die ersten Stunden meines Aufenthaltes in Frankreich geben mir den Eindruck, daß von dieser Landbevölkerung fast jeder Mensch den Sohn, den Gatten, den Bruder im Felde stehen oder schon verloren hat. „C'était le fils unique! es war der einzige Sohn!“ lautet die immer wieder vor sich hin geseufzte Erklärung. Das Zwei- und Einfindersystem zieht eben weit mehr Familien in Mitleidenschaft als in Deutschland. Wie mancher Stamm wird jetzt dem Aussterben preisgegeben!

„Ach, wir waren so glücklich!“ klagt mein Nebenmann, ein sanfter Graubart. Ich gebe mich als Schweizer zu erkennen. Er faßt mich am Arm.

„Bliden Sie in dieses Land, Sehen Sie sich diese Städtchen an, beobachten Sie die friedliche, selbzufriedene Art des Volkes und sagen Sie mir, ob wir den Krieg wollten!“

Er zeigt hinaus in das milde, uralte Burgunderland, welches aus schönen Wolken die ersten warmen Strahlen der Frühlingssonne empfängt. Durch die offenen Fenster weht eine laue Luft, der sonnige Dunst macht die hügelte Ferne undeutlich; aber er verbindet Erde und Menschenwerke der nähern Umgebung zur harmonischen Einheit. In den Talgründen, an glitzernden Wasserläufen, rings umlagert von Weinbergen, liegen die alten Städtchen. Behaglich streicht der blaue Rauch über die Dächer und um die reichen Formen gotischer Kirchtürme. Fässer rollen über die Gasse, eine Schafherde zieht durchs Tor und den Weg zum turmbeschwerten Hügel hinan. Diese Welt ist lauter Gelassenheit, Wunschlosigkeit. Der Blick auf die Städtchen in den heimeligen Mulden erkennt oft nicht ein neues Dach. Ehrenwertes Volk wartet auf den kleinen Bahnhöfen, wo der Bummelzug zum Glück recht lange hält. Ich steige aus, mische mich unter die wohlwollenden Genießer und verzehre mit ihnen die Gaben des Landes: die fingerdicke, duftende Schinkenscheibe, das frische, knusperige Weizenbrot und den Burgunderwein. „Einsteigen, meine Herren!“ Man bezahlt, kauft sich schnell noch eine Flasche um geringen Preis, setzt sich in den bespöckelten Drittklasswagen und fährt ab. Ein Bauer — alte, würdige Erscheinung — hilft mir die Flasche austrinken. „Ein Unglück, Monsieur, ein fürchtbares Unglück, dieser Krieg — —“ (Fortsetzung folgt.)